

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 22 (2015)
Heft: 248

Artikel: Ein Hitzkopf und Unruhestifter
Autor: Riedener, Corinne
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-884398>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EIN HITZKOPF UND UNRUHESTIFTER

Edi* ist 27, hat Selbstzweifel und jeden Monat 700 Franken zum Leben. Eigentlich schämt er sich nicht dafür, dass er von der Sozialhilfe lebt, aber er schämt sich für das Bild, das die Gesellschaft von ihm hat. Manchmal leidet er unter den Vorurteilen, in einsamen Momenten glaubt er sie auch.

von Corinne Riedener

«Momentan bin ich auf Stellensuche» – Edis Standardantwort, wenn jemand wissen will, was er beruflich macht. «Ich hasse diese Frage», sagt er. «Es ist mir peinlich, zuzugeben, dass ich von der Sozialhilfe lebe. Das Beschissene ist, dass man heutzutage fast immer als erstes nach dem Job gefragt wird. Wie wenn Arbeit das einzige wäre, was einen Menschen ausmacht.»

Edi ist 27 und hat eine abgeschlossene Lehre in der Gastronomie. Von der Sozialhilfe lebt er, seit er vor einerinhalb Jahren vom RAV ausgesteuert wurde. «Von 700 Franken ungerade.» Davon muss er Kleider, Essen, Telefon, Musik, Zigaretten – alles, was er im täglichen Leben so braucht – finanzieren. Allerdings bekomme er nicht den ganzen Betrag auf einmal, erklärt er, sondern in mehreren Tranchen über den Monat verteilt. «Weil ich mit dem Geld sonst nicht umgehen kann.» Krankenkasse, allfällige Arztrechnungen und die Miete für Edis Einzimmerwohnung in St.Gallen werden direkt vom Sozialamt gezahlt.

Ferien, Fussball und Festivals

Pleite ist er trotzdem ständig. Irgendwie. Das sei längst eine Art permanenter Geisteszustand. «Es nagt an dir», sagt er, «dieses ständige Gefühl, sich nichts leisten zu können.» Damit sind nicht nur die alltäglichen Dinge gemeint, sondern auch Dinge wie Ferien, Festivals, Fussballspiele. Edis Freunde versuchen, Rücksicht auf seine Situation zu nehmen, spendieren ihm hin und wieder ein Bier, Konzertkarten oder ein Nachtessen. Wohl fühlt er sich nicht dabei, aber er kann es mittlerweile annehmen. «Was habe ich denn für eine Wahl? Das Leben kostet, sobald man aus dem Haus geht. Ohne meine Freunde und meine ältere Schwester wäre ich sozial isoliert. Sie sind alles, was ich habe.»

Manchmal hat Edi Angst, als Schmarotzer zu gelten bei seinen Freunden. Davon gebe es einige seinem Umfeld, sagt ein gemeinsamer Bekannter. Edi gehöre aber nicht dazu. «Er ist kein Mensch, der mit dem Hut herumgeht und sich von anderen ein Bier erbettelt.» Dass sein Kumpel in der

Sozialhilfe gelandet ist, findet er bedauerlich. «Ich kenne Edi als engagierte Person mit viel Herzblut und einem ausgeprägten Gemeinschaftssinn. Manchmal ist er vielleicht etwas zerstreut oder zapplig, aber in der Gastronomie findet man, denke ich, durchaus vergleichbare Persönlichkeiten.»

Edi sieht das ein bisschen kritischer. Er zweifelt an seiner «Systemkompatibilität», schliesslich sei er schon als Kind nicht einfach gewesen und ständig irgendwo angeeckt. «Früher war ich der Pausenclown, in der Oberstufe galt als Hitzkopf und Unruhestifter. Wieso haben sie mich damals wohl in eine Kleinklasse stecken wollen?» Dass das nicht passt ist, sei ausnahmsweise seiner Widerspenstigkeit zu verdanken. Und seinen damaligen Lehrern, der ihm einhellig versichert haben, dass die Schulprobleme nicht an seiner Intelligenz, sondern nur an der fehlenden Motivation lägen. Kein Wunder: Edi hatte damals auch nichts außer Fussball im Kopf. Er spielt, seit er neun war.

Verwöhnt aber nicht verstanden

Früher haben ihn seine Eltern oft ermahnt, er solle sich mehr auf die Schule und weniger auf die «Tschutti-Kollegen» konzentrieren. Sie sind ausgewandert, als er 19 war. Damals habe er die Bindung zu seinen Eltern endgültig verloren, sagt er. «Ich und meine Schwester kommen aus einem gutbürgerlichen Elternhaus. Klassischer Mittelstand. Wir hatten alles, was wir brauchten, unsere Erziehung war gut, nur Grenzen wurden mir vielleicht etwas zu selten aufgezeigt.» Edi findet, er sei verwöhnt worden. Verstanden hat er sich nie gefühlt. Wir hatten immer ein Generationenproblem, besonders in der Pubertät. «Damals war ich launisch, jähzornig, unsicher. Weil ich nicht wusste, wo ich stehe, wer ich bin, was ich will. Ständig haben wir Party gemacht, gekifft und hin und wieder auch andere Drogen konsumiert – aber nie harte. Für meine Ausbildung habe ich mich in dieser Zeit auf Deutsch gesagt einen Scheissdreck interessiert.»

Als seine Eltern ausgewandert sind, habe er sich von ihnen verlassen gefühlt, sagt Edi heute. Mittlerweile hat er zu ihnen ein besseres Verhältnis. Zum Glück sei er damals gerade zum ersten Mal richtig verliebt gewesen. Als die Beziehung dann wenig später in die Brüche gegangen sei, habe

*Name und einzelne biografische Details geändert

er vollends den Halt verloren. «Vieles ist schief gelaufen in dieser Zeit. Ich war alleine, traurig und überfordert. Damals habe ich oft über den Tod nachgedacht.» Kurz vor dem Lehrabschluss hat sich Edi schliesslich ein psychiatrisches Gutachten geholt und die Prüfung verschoben. Das sei der Anfang vom Ende gewesen.

Es folgte ein dreijähriges Auf und Ab: Umzug, Auszeit, Arbeit. Danach ein Unfall, U-Haft, ein Eintrag im Strafregister und dann wieder: Umzug, Auszeit, Arbeit. Beim dritten Anlauf hat Edi die LAP schliesslich bestanden. Eine Stelle hat er danach zwar gefunden, wurde aber kurz vor Ende der Probezeit wieder entlassen, weil er zweimal verschlafen habe. Er habe sich bis zuletzt gesträubt, wieder aufs RAV zu gehen, sagt Edi. «Leider ging es nicht anders. Weil ich jedoch nur so kurz gearbeitet habe, war ich bei der Arbeitslosenkasse immer noch als Lehrling eingestuft und bekam nur etwa 1200 Franken. So hat das mit den Schulden anfangen. Meine damalige Wohnung war zu teuer, darum konnte ich monatelang die Miete nicht bezahlen. Das war mein grosser Fehler. Danach musste ich mich aussteuern lassen.»

«Die haben leicht reden!»

Eigentlich schäme er sich nicht dafür, dass er vom Geld der anderen lebe, sagt Edi. «In erster Linie schäme ich mich für das Bild, das die Leute von Sozialhilfebezügern haben. Viele denken, man sei faul, drogensüchtig, verwahrlost oder anderweitig beschränkt. Meist sind es jene, die von ihren Eltern alles bezahlt bekommen haben und in ihrem Leben noch nie in eine Negativspirale geraten sind, ausgerechnet. Die haben leicht reden!»

Edi leidet unter diesen Vorurteilen, er will sich nicht ständig rechtfertigen müssen. Trotzdem tut er es. Immer dann, wenn er von seinem «mangelnden Engagement» spricht, oder davon, dass er sich «einfach nicht genug angestrengt» habe. Ob zu Recht oder nicht: Es ist das neoliberalen Grundprinzip, das ihn die Fehler grundsätzlich bei sich selbst suchen lässt, diese perverse Logik, die besagt, dass man «alles schaffen kann, wenn man sich nur genug ins Zeug legt» – und damit eigentlich meint, dass jene, die auf Sozialhilfe angewiesen sind, die Schuld dafür selber tragen. Oder eben: «den Fleissigen» auf der Tasche liegen.

Arme und Arbeitslose befinden sich, zusammen mit «den Ausländern», am Ende der westlichen Nahrungskette. Sie sind die Antihelden im Märchen über die heutige Leistungsgesellschaft. Indem man sie verurteile, könne der Sozialstaat einfach in Frage gestellt werden, schreibt der Historiker Owen Jones im Buch *Prolls*. «Wer denkt, dass Armut und Arbeitslosigkeit ein Zeichen von persönlichem Versagen sind, fragt sich, wozu ein Sozialstaat überhaupt nötig ist. Unten ist, wer dumm, faul und unmoralisch ist.» Die Dämonisierung sei «das ideologische Fundament einer ungleichen Gesellschaft».

Abgesehen davon, dass man mit dem Argument der Selbstverschuldung niemals das System, sondern immer nur die einzelne Person in Frage stellen muss, hat diese Logik auch Auswirkungen auf die gesellschaftliche Hierarchie. Edi bekommt das regelmässig zu spüren, manchmal auch im eigenen Bekanntenkreis. «Von gewissen Leuten werde ich als Assi oder Absturz abgestempelt. Sie urteilen über mich, bevor sie die Hintergründe kennen», kritisiert er. «Andere sind da weniger rigid, trotzdem merke ich, dass sie sich mir gegenüber anders

verhalten, dass sie mich für minderwertig halten, abschätzigen betrachten oder einfach erst ernst nehmen. Wiederum andere denken, ich tauge ohnehin nur zum Feiern und Rumblödeln.» Von aussen mache es vielleicht den Eindruck, als würden solche Urteile an ihm abprallen, sagt Edi, doch wenn er alleine sei, verliere er sich ihretwegen oft in trüben Gedanken. «In diesen Momenten mache ich mir grosse Vorwürfe, dass ich nicht wie alle anderen auch arbeiten und mich anpassen kann, dass ich schon wieder einen Termin verpasst oder eine Mahnung erhalten habe. Leider habe ich durch meine momentane Lebenslage alle Motivation verloren, deshalb fällt es mir in letzter Zeit zunehmend schwer, mich aufzuraffen, damit ich den Anschluss wieder finde. Es ist ein verdammter Teufelskreis.»

«Die Hosen runterlassen»

Betreibungen, Pfändungen, Strafverfahren – Edis Akte ist dick. Der 27-Jährige hat einiges vor sich, wenn er den Rank wieder finden will: Einmal im Monat muss er beim Sozialamt vorstellig werden und, wie er sagt, «die Hosen runterlassen» – Rechnungen und Kontoauszüge abliefern, Arbeitsbemühungen vorweisen, über die Zukunft reden. Tut er das nicht, muss er mit Sanktionen rechnen. «Die zuständigen Sachbearbeiter sind in der Regel ganz erträglich», sagt er. Fallen lassen könnte man sich dort jedoch nicht. Dienst nach Vorschrift, laute die Parole, für alles andere seien die Ressourcen scheinbar zu knapp. «Die Sachbearbeiter sich auch nicht viel besser dran als du und ich», vermutet er. «Überall wird gespart, selbst beim Kopierpapier.»

In letzter Zeit hat Edi seine Termine nur unregelmässig wahrgenommen. Das will er wieder ändern. Er habe sehr viel dazugelernt – auch aus den negativen Erlebnissen. Sein Ziel: mit 30 schuldenfrei sein. «In den letzten Jahren haben sich mehrere tausend Franken angehäuft», sagt er. «Ich will arbeiten, das Geld zurückgeben und endlich wieder mit beiden Beinen im Leben stehen. Irgendwann will ich vielleicht eine Familie gründen.» Ob er in der Gastronomie bleibt, kann er nicht sagen. Andere Optionen will er aber auf jeden Fall prüfen. «Ehrlich gesagt weiss ich gar nicht, was ich eigentlich will. Aber ich weiss, dass ich das Richtige irgendwann finden werde.» Reich wolle er dabei nicht unbedingt werden, erklärt er. «Schlussendlich ist Geld auch nur ein Gegenstand, und davon will ich mich nicht abhängig machen.»

Mit 10'000 Franken im Monat sei man nicht zwangsläufig glücklicher als mit 700, ist Edi überzeugt. «Sicher mache er sich hin und wieder Gedanken, aber Neid gegenüber anderen habe er noch nie ernsthaft empfunden, egal um wen es dabei gehe. Auch wenn er zum Beispiel seine Mutter sagen höre, «dass es doch nicht sein kann, dass es die Asylanten in der Schweiz besser haben als die eigenen Bürger», schüttle er nur noch den Kopf. «Sie denkt es nicht fertig. Besser wäre, sie würde sich fragen, wieso die Dinge so sind wie sie sind, wieso die Flüchtlinge nicht dieselben Möglichkeiten hatten wie ich sie hatte. Beim Sozialamt wollten wir, denke ich, alle nicht landen.»

Corinne Riedener, 1984, ist Saiten-Redaktorin.

Literatur:

Owen Jones: *Prolls. Die Dämonisierung der Arbeiterklasse*. Andre Thiele Verlag, 2012, Fr. 27.90



